

Michael Wolffsohn

mw@wolffsohn.de

## **Friedrich II. – „der Große“?**

– **Mythos, Mensch, Monarch** –

Vortrag Berlin, 5. Mai 2012

### **Der Mythos**

Mehr reimende als dichtende Poeten besangen den vor dreihundert Jahren geborenen Großen Friedrich. Zum Beispiel Willibald Alexis, 1836.

„Fredericus Rex“

*Fridericus Rex, unser König und Herr,  
der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,  
zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,  
und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.*

„Ihr verfluchten Kerls“, sprach Seine Majestät,  
„dass jeder in der Bataille seinen Mann mir steht.  
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz  
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

*Die Kaiserin tat sich mit den Franzosen alliiert  
und das Römische Reich gegen mich revoltiert,  
die Russen seind gefallen in Preußen ein;  
auf, lasst uns sie zeigen, dass wir brave Landskinder sein!*

Beim Abschied von seiner Luise sagt dann einer der Soldaten nicht „leise Servus“; er tröstet die Frau, besingt den preußischen Soldaten, beschimpft (comme il faut) den schwedischen, österreichischen sowie französischen und endet mit Worten, die heute den Verfassungsschutz alarmieren und zur fristlosen Entlassung aus der Bundeswehr führen würden:

*Friedricus, mein König, den der Lorbeerkrantz ziert,*  
(wohlgemerkt: schon vor dem Sieg)

*ach, hättest du nur öfters zu plündern permittiert,  
Friedericus Rex, mein König und Held,  
wir schlägen den Teufel für dich aus der Welt.“*

Lachhafte Lyrik. Und das in Ludwig Reiners' „Der ewige Brunnen, Ein Hausbuch deutscher Dichtung“, erschienen im namhaften C. H. Beck Verlag, München, 1955. Bis 1995 (meine Ausgabe) war schon eine Gesamtauflage von 526.000 erreicht. Nun ja, vielleicht ist das Bayerns Rache am vermeintlich (oder tatsächlich?) größten Preußen.

Die noch junge deutsche Filmindustrie folgte den patriotischen Kitschspuren der älteren Poeten und produzierte allein in den Jahren 1920 bis 1942 vierzehn Streifen, die den Großen König darstellten. „Der“ Friedrich-Darsteller schlechthin wurde Otto Gebühr. In elf dieser vierzehn Friedrich-Filme spielte er den König. Fast verschmolzen Otto Gebühr und Friedrich zu einer einzigen Person in der „Perzeption“ (Wahrnehmung) der „Volksgenossinnen und Volksgenossen“, zuletzt 1942, in (keine Überraschung) Veit Harlans Monumental-Schinken „Der große König“. Mit von der 116-minütigen Partie waren viele große Schauspieler, die, versteht sich, nach 1945 ihre Karriere erfolgreich fortsetzten: Elisabeth Flickenschild, Kristina Söderbaum, Kurt Meisel, Gustav Fröhlich, Hans Nielsen, Paul Wegener, Hilde Körber.

Otto Gebühr und der deutsche Film blieben einander auch nach 1945 treu. Wir verdanken ihnen so bedeutende Werke wie „Grün ist die Heide“, „Rote Rosen, rote Lippen, roter Wein“, „Rosen Resli“ oder „Vati macht Dummheiten.“

Doch nicht über Dummheiten oder bundesdeutsche Vergangenheitsbewältigung will ich sprechen, in die Vergangenheit von Friedrich II. soll ich Sie führen, ins 18. Jahrhundert, nicht ins 21.

Doch kann man so klar trennen? Zeitlich ja. Analytisch, faktisch ja. Normativ, also bewertend? Nicht im Sinne einer allgemeinen Übereinstimmung, denn hier wird es, versteht sich in einer pluralistischen Gesellschaft, pluralistisch. Diese Bewertungsvielfalt wiederzugeben, gebietet die wissenschaftliche ebenso wie die menschliche Redlichkeit. Ob das mir Gebotene von mir geboten wird, haben die Hörer und Leser zu entscheiden.

Zur historischen Darstellung der Bewertungsvielfalt gehört diese allgemeine Feststellung: Positive und negative Bewertungen unterliegen Meinungszyklen, selten sind sie stabil, meistens modisch bedingt und politisch gesteuert. Moden kommen und (ver)gehen, und sie kommen wieder. Man weiß nur nie wie und wann und wie heftig. Bezogen auf Friedrich II: In der Weimarer Republik und im Dritten Reich wurde Friedrich „über Gebühr“ gebraucht und

missbraucht. Nach dieser Friedrich-Überdosis wurde ab 1945 „den“ Deutschen innen- und außenpolitisch eine Friedrich-Entziehungskur verordnet. Friedrich, Preußen und die Hohenzollern galten eher als unkoscher. Das wandelte sich erst in den 1980er Jahren, und auch hierbei gab es einen innerdeutschen Wettbewerb der Systeme: In Ost-Berlin, völkerrechtswidrig zur Hauptstadt der DDR ernannt, wurde 1980 Christian Daniel Rauchs Friedrich-Reiterstandbild „Unter den Linden“ wiederaufgestellt, und 1981 strömten die Massen in die Preußen-Ausstellung im West-Berliner Martin-Gropius-Bau. Das war die Preußenwende vor der Mauerfallwende.

Was hat das zu bedeuten? Das oder der jeweils Betrachtete, in unserem Falle Friedrich II, bleibt konstant, es (ver)ändert sich, weshalb auch immer, die Betrachtungsweise und Bewertung der Betrachter. Sie ändert sich im Laufe der „allgemeinen bzw. kollektiven Zeit“ ebenso wie im Laufe der individuellen Lebenszeit. Diese Änderung kann Ergebnis äußerer Einflüsse, innerer Einsicht, neuer Erkenntnisse oder auch rein opportunistisch sein. Anders formuliert: Nicht der Gegenstand der historischen Betrachtung, also die Toten, haben sich geändert, sondern die Lebenden, welche die Toten betrachten und bewerten.

Konkret auf die Friedrich-Wellen bezogen: In Weimarer und NS-Zeiten war der längst tote Friedrich das politische Instrument nationalistisch und nationalsozialistisch deutscher Mobilisierung, die (unabhängig von Friedrich) zum „totalen Krieg“ und zur totalen Niederlage führte. Nach der Niederlage sehnten sich selbst die überlebenden Mittäter, die einfachen Profiteure des NS-Regimes sowie erst recht die Mit- und Nachläufer nicht mehr nach dem „Großen Preußen-König“, sondern eben nach der Grünen Heide, dem Roten Wein, den Roten Rosen und Roten Lippen. Wie jedes Individuum braucht jedes Kollektiv nach Phasen starker Anspannung Zeiten der Entspannung, ganz unabhängig davon, ob die Anspannung moralisch vertretbar war oder nicht. Nach 1945 war Friedrich II. „den“ Deutschen ganz einfach zu anstrengend, denn Friedrich war ein anstrengender Monarch; konkret anstrengend für seine Zeitgenossen, mental für die Nachfahren, besonders für die Weltkriegsgeneration. Erst die nächste, die erwachsene Nachkriegsgeneration konnte und wollte sich der Friedrich-Anstrengung stellen. Daher die Friedrich-„Sendepause“ von 1945 bis circa 1980.

Hinzu kam dies: Trotz aller fundamentalen Unterschiede zwischen Preußens Groß-Friedrich und Adolf Hitler – beide hatten unbestreitbar und von sich aus je einen großen Angriffskrieg entfesselt: Friedrich 1740 den Krieg um Schlesien, Hitler den Zweiten Weltkrieg.

Ebenso wie ausländische haben sich natürlich auch klein-, west- oder ostdeutsche sowie inzwischen gesamtdeutsche Historiker an den großen Friedrich herangewagt und, wie

andere zuvor, besonders 2012, längst abgenagte Knochen noch einmal angeknabbert. Hier und da fanden sie sogar neue Kleinstknochen, die sie – o, welcher Jubel – erstmals vorzeigten und, ebenfalls erstmals, genüsslich abnagten – dem Ritual des vorherrschenden Zeitgeistes entsprechend. Déjà vu.

Wir beschäftigen uns offensichtlich mit einem geschichtlich „Großen Mann“, der dieses Jahr ganz groß gefeiert wird, und das Deutsche Historische Museum zeigt bis zum 29. Juli d. J. das verehrende, verklärende und verdammende Friedrich-Bild im Laufe der Zeit. Doch „machen Männer Geschichte“? Oder auch Frauen? Machen also Menschen Geschichte oder formt umgekehrt die Geschichte, verstanden als „das bis zur jeweiligen Epoche jeweils Gewordene“, den und die Menschen? Machte Friedrich der Große große Geschichte oder „machte“ sie ihn? Eine Antwort sei am Ende dieses Vortrags versucht.

Leben und Werk Friedrichs haben die Wissenden und Schwätzenden, manchmal schwätzend Wissenden der Nation also ausführlich und teils wiederkäuend erörtert. Gerne präsentieren sich bei solchen Gelegenheiten Fach- und Hobbyhistoriker, Journalisten, Stammtisch- oder Festessen-Experten als Ankläger und - nach dem „Lieben Gott“ – höchstrichterliche Instanz sub specie aeternitatis. Sie betrügen sich selbst, denn fast jeder erkennt nur die Fakten der Vergangenheit aus der Sicht seiner individuellen und kollektiven Gegenwart und beurteilt sie aus seiner Perspektive. Manche können, die meisten wollen nicht anders. Objektiv ist niemand, und (wie die New York Times behauptet) „all the news that’s fit to print“ oder alle Fakten präsentieren, kann keiner. Ich jedenfalls nicht. Daher mögen einige Stichworte zu Leben und Werk jenes Großen genügen.

Dabei sei dies bedacht: Jede Auswahl ist lebensethisch höchst problematisch, denn sie lässt das Sein eines Menschen quantitativ und qualitativ auf Weniges zusammenschrumpfen, selbst das Sein eines Großen. Wer wird wann jeden einzelnen von uns wie bewerten? Was bleibt von uns, wenn so wenig selbst von den ganz Großen bleibt, dass wir über sie nur rund eine halbe Stunde sprechen oder, besser, doch nicht vollkommen, dicke Bücher über sie lesen oder gar schreiben – und glauben, danach „alles“ über sie zu „wissen“? Das Leben eines Menschen ist mehr als sogar die dickleibigste und gehaltvollste Biografie mit viel Papier zwischen zwei Buchdeckeln.

Meiner Darstellung und Wertung Friedrichs seien seine eigenen Worte gegenübergestellt. Das ist gerechter, wenngleich – weil prinzipiell unmöglich - weder objektiv noch absolut wahr oder vollständig. Mehr als bilanzierende „Annäherungsversuche“ an den großen Friedrich sind in einem so kleinen Rahmen nicht zu leisten.

Friedrich, der Mensch, der Mythos, Monarch, der Denker und Macher, der Große oder Nicht-Große. Diesen Themen wenden wir uns zu.

## **Der Mensch**

### **Der Sohn**

In der Schule lernten wir brav: Zwischen Musensohn Friedrich und seinem amusischen Vater, dem „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I., war das Verhältnis mehr als nur gespannt. Die albtraumhaften, doch realen Horrorgeschichten sind Geschichtsfakten. Als Kind und junger Mann litt Friedrich seinetwegen Höllenqualen. Nach außen hatten sich Vater und Sohn seit 1733 ausgesöhnt. Allmählich näherte sich der Sohn auch innerlich seinem Vater. Das beweist Friedrichs Brief an Voltaire. Am 27. Juli 1739 schrieb der 27jährige Kronprinz dem französischen Philosophen nach einem Besuch Ostpreußens: Preußisch-Litauen „ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, wenngleich sie bekannter zu sein verdiente, da sie als Schöpfung meines Vaters, des Königs, angesehen werden kann...Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde diese Provinz von der Pest verheert, und mehr als dreihunderttausend Einwohner erlagen der Seuche und dem Elend. Der Hof, der von dem Leiden des Volkes wusste, versäumte es, einer gesegneten und fruchtbaren, volkreichen und in jeder Weise üppigen Provinz zu helfen...Darüber starb Friedrich I, und er wurde zu Grabe getragen, mitsamt seiner falschen Größe, die nur aus leerem Gepränge und dem Zurschaustellen pompöser und hohler Zeremonie bestand. Mein Vater, der ihm auf dem Thron nachfolgte, war von dem allgemeinen Elend berührt. Er kam hierher, an Ort und Stelle“ und empfand „lebhaftes Mitgefühl und beschloss, Menschen anzusiedeln, Handel und Wandel in einer Gegend, die ihr Gesicht verloren hatte, in Schwung zu bringen. Seit jener Zeit scheut der König keine Kosten, um seine wohltätigen Absichten mit Erfolg zu krönen.“<sup>ci</sup>

Für faktisch, nicht taktisch halte ich diese Vater-Wertschätzung Friedrichs. Weshalb hätte er in einem vertraulichen Brief Voltaire gegenüber seine wahre Einstellung verbergen sollen? Friedrichs Verachtung galt seinem Großvater, dem, wie er an anderer Stelle schrieb, Fürsten „von höchst beschränktem Geiste“<sup>cii</sup>, dem Vater zollte er Hochachtung. Ihn rühmt er seiner Taten und seiner inneren Motive wegen. Hier identifiziert er sich mit der Außen- und Innenwelt des Vaters. Dem pflichtvergessenden, eitlen Großvater stellt er den uneitlen, mit ganzer Seele positiv pflichtversessenen Vater gegenüber. Mit ihm identifiziert sich der Sohn, der auch später nicht müde wird, Pflichterfüllung als höchste Tugend vorzutragen und vorzuleben. Das Vater-Sohn-Verhältnis war offenbar tiefgründiger als die Darstellung der Schulweisheit.

Deckungs- und teilweise wortgleich waren zwischen Vater und Sohn zum Beispiel die außenpolitische Grundeinschätzung sowie die daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen. Vater Friedrich Wilhelm I im März 1724: „Fritz, denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten. Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen, ich kenne ihre Absichten, du wirst sie noch kennenlernen...Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht die Ruhe und die Sicherheit eines Fürsten.“<sup>iii</sup>

Friedrich II, 1748, nach den beiden Schlesischen Kriegen: „Da die Nachbarn eines Fürsten gewöhnlich seine Feinde sind, so wollen wir als solche die Russen, die Sachsen und vor allem die Österreicher ansehen.“<sup>iv</sup>

Im Politischen Testament von 1752 lesen wir: Die „geografische Lage“ habe Preußen zum Nachbarn „der größten europäischen Herrscher“ gemacht. „Alle diese Nachbarn sind ebenso viele Neider oder geheime Feinde unserer Macht.“<sup>v</sup>

### **Die Familie und das Fürstengeschlecht der Hohenzollern**

Das Signal der Namensgeber, nicht nur der Eltern „unseres“ Friedrich, ist symbolhistorisch bedeutsam. „Friedrich“ hieß fast jeder Hohenzoller. Wie viele Hohenzollern-Namensgeber signalisierten die Eltern „unseres“ Friedrich bei dessen Geburt: „Er ist, wie wir, Teil eines großen Ganzen, eben der Hohenzollerndynastie. Der Einzelne kommt und geht, unser Fürstengeschlecht bleibt.“

Wie bei bürgerlichen Namen, die selten einzigartig im Sinne eines Alleinstellungsmerkmals sind, bekommt jedes Individuum die Chance, seinen Namen durch seine eigene Persönlichkeit auszufüllen. Friedrich II. ist kein beliebiger Hohenzoller oder Friedrich, sondern „der“ Friedrich schlechthin, eben der „große“ Friedrich. Familien- oder Personenkult waren ihm fremd. Das bereitet Lesern seiner „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ Vergnügen. Sie entstanden in den Jahren 1746 bis 1748. „Mein geliebter Bruder“ , so der Anfang des Prinz Heinrich von Preußen gewidmeten historischen Essays. „Ich habe die Fürsten Deines Hauses so dargestellt, wie sie gewesen sind... Frei habe ich mich über alle Vorurteile hinweggesetzt. Fürsten, Könige, Verwandte habe ich als gewöhnliche Menschen betrachtet, weit davon entfernt, mich durch Macht blenden zu lassen oder meine Vorfahren zu vergöttern.“<sup>vi</sup>

Dieses Versprechen löste der königliche Autor ein: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, „war des Namens der Große würdig“, schreibt Friedrich der Große.<sup>vii</sup> Für Friedrich I, Preußens erster König, empfand er, wir wissen es bereits, Verachtung: Ihn „schmeichelte in

der Tat nur das Äußere an der Königswürde, der Prunk, die Repräsentation und eine gewisse verkehrte Eigenliebe, die andere gern ihre untergeordnete Stellung fühlen lässt.<sup>cviii</sup>

O ja, hier klingt Friedrich II wie sein Vater. Kein Wunder, dass er in jenen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ den Vater rühmt und den Großvater einmal mehr scharf rügt: „Er (also Friedrich Wilhelm I: MW) ... verstopfte die Kanäle, durch die sein Vater die Mittel für den öffentlichen Wohlstand zu eitlen und entbehrlichen Zwecken abgeleitet hatte...Er lehrte durch sein Beispiel eine Sittenstrenge und Einfachheit, die der Anfänge der römischen Republik würdig waren. Dem Aufwand und dem Prunk der Königswürde war er feind“. Er „erfasste und durchdrang die schwierigsten Probleme und verstand sich besser auf den Vorteil seines Staates als einer seiner Minister oder Generäle.<sup>ix</sup>

Angesichts dieser historischen Verdienste um Preußen wird dem Papa vergeben: Die, wie er sie nennt, „häuslichen Verdrießlichkeiten“ dieses (wörtlich) „großen Fürsten“ hat er (wieder O-Ton Friedrich II) „mit Stillschweigen übergangen.“<sup>x</sup> Fassade? Fassung bewahrte Friedrich. Noblesse oblige. Nicht nur Noblesse, sondern auch die verinnerlichte Einsicht, dass ein Staatsmann zugunsten der Pflicht die Neigung vergessen muss. Einsicht in die Tragik der Mächtigen.

Die Verehrung seiner Schwester Wilhelmine, seine Liebe zu ihr, war herzlich ungebrochen, zu seinem Bruder Heinrich war sie es trotz jener Widmung „in Liebe und Hochschätzung“<sup>cx</sup> nicht unbedingt; schon gar nicht seit dem Siebenjährigen Krieg, denn Heinrich und die beiden anderen jüngeren Brüder kritisierten die Kriegsführung des Königs heftig.<sup>xii</sup>

Am 14. Oktober 1758 verlor Friedrich im Siebenjährigen Krieg nicht nur die Schlacht von Hochkirch gegen die Österreicher, sondern seine geliebte Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth. Der „König war ganz von Schmerz übermannt und fortwährend in Tränen, antwortete nur ganz einsilbig und bat den Himmel, mit ihm und seiner Lage Mitleid zu haben“, notierte Henri de Catt, Vorleser und Sekretär des Königs.<sup>xiii</sup> Im Dezember schickt Voltaire dem König einen Trauergesang.<sup>xiv</sup> Der ist unzufrieden: „Ich wünsche mir etwas Glanzvolleres und Repräsentatives. Ganz Europa soll mir eine viel zu wenig bekannte Tugend beweinen.“<sup>cxv</sup> So verzweifelt ist der trauernde Bruder, dass der Gotteszweifler „den Himmel“ anruft und der Repräsentationsmuffel ein repräsentatives Gedenken will.

Sein Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., war in den Augen Friedrichs „der Ausschuss der Familie“.<sup>xvi</sup> In „allem, was er tut, plump, starrköpfig, launenhaft, liederlich und

sittenlos, dumm und unerfreulich... Er verursacht mir hundertfältigen Kummer und verbittert meine alten Tage.<sup>xxvii</sup>

Hatte Friedrichs Vater über den Kronprinzen nicht ähnlich geklagt? Allerdings grundlos.

Als aufgeklärter Kopf hatte Friedrich zwar den „Mut, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen“, aber nicht, die traditionelle, unaufgeklärte, weil nicht leistungs-, sondern genealogisch bedingte Thronfolge in Frage zu stellen. Peter der Große war 1724 auch diesbezüglich weniger zimperlich. Legitimität und Legalität, das war er, in seinen Augen. Friedrich stellte die Legitimität und Legalität der Hohenzollern insgesamt über seine persönliche. Das „Verfassungssystem der Monarchie“ stellte er „niemals in Frage.“<sup>xxviii</sup>

### **Der (Ehe-) Mann**

Ist Klaus Wowereit schwul? Diese uns alle umtreibende Triebfrage ist längst beantwortet. Ob das „auch gut so“ ist, bleibe offen. War Friedrich der Große schwul? Diese Frage mögen (sofern vorhanden) sexualgeschichtliche Sonderblättchen von „Beate Uhse“ beantworten.<sup>xix</sup>

Mich interessiert sie so wenig wie die Sexualität Dritter überhaupt. Anders als Berlins heutiger Bürgerkönig hat uns der aufgeklärte Monarch über seine sexuellen Neigungen nicht wirklich aufgeklärt. Woran wir erkennen, dass zeitliches Fortschreiten nicht unbedingt Fortschritt von Anstand und Abstand, Distinktion und Diskretion oder guten Sitten bedeutet.

Jeder weiß: Friedrichs Ehe mit Elisabeth Christine entsprach wahrlich nicht dem Ehe-Idealbild und wenn, mit Goethe, Liebe Gegenwärtigkeit verlangt, dann war Liebe spätestens seit Friedrichs Thronbesteigung abwesend. „Ich will keine dumme Gans zur Frau haben“, erklärte Friedrich schon vor der Hochzeit.<sup>xx</sup> Und danach offenbarte er seinem Freund, Ernst Christoph Graf von Manteuffel 1736: „Ich kann mit meiner Frau nicht aus Leidenschaft zu Bett gehen, und wenn ich sie liebe, dann tue ich es mehr aus Pflichterfüllung als aus Leidenschaft“. Die Antwort, die offenkundig politisch gemeint war: Dazu sei Leidenschaft gar nicht erforderlich. Woraufhin der Kronprinz, seinerseits politisch konterte: „Wenn ich dieselbe Bestimmung habe wie die Hirsche, die gegenwärtig in der Brunft sind, dann könnte jetzt in neun Monaten geschehen, was Sie mir wünschen. Ich weiß nicht, ob es ein Glück oder Unglück für unsere Neffen und Großneffen sein würde; die Königreiche finden immer Nachfolger, und es ist ganz ohne Beispiel, dass ein Thron unbesetzt geblieben ist.“<sup>xxxi</sup>

### **Der Musiker**

Auch ohne Adolph Menzels „Flötenkonzert in Sanssouci“ (66 Jahre nach Friedrichs Tod vollendet) weiß jeder, dass der Mensch Friedrich ohne Musik nicht denkbar ist. Das war eine wahre Leidenschaft. „Die Welt der Gluckschen Opern blieb ihm ebenso fremd wie das Genie eines Mozart oder Haydn“, urteilt Friedrich-Biograf Johannes Kunisch und fügt hinzu: Als

„Komponist wie als Musiker“ sei der Monarch Traditionalist“ geblieben.<sup>xxii</sup> Ich weiß nicht, wie kompetent der Historiker als Musikkritiker ist, aber historisch sei festgestellt, dass nur wenige deutsche Spitzenpolitiker vor und nach Friedrich sein hohes musikalisches Niveau erreichten. Wie viele namhafte deutsche Politiker haben überhaupt musiziert? Alt-Kanzler Schmidt und Bayerns Hans Maier fallen einem ein. Wer sonst?

### **Der Literat, Historiker, Philosoph und Schriftsteller**

Bleiben wir bei deutschen Spitzenpolitikern. Wer von ihnen weist ein literarisches und historisches Werk von der Breite und Tiefe des großen Friedrich auf? Die Lektüre der meisten Politiker-Bücher der Vergangenheit und Gegenwart lohnt nicht. Nach zwei Wochen verschwinden sie zurecht aus den Ladenregalen, aber gar manches aus der Feder dieses Monarchen ist dauerhaft lesens- und bemerkenswert. Ich schätze und empfehle besonders den Briefwechsel mit Voltaire und ziehe Friedrichs intellektuelles Feuerwerk den zahlreichen Selbstverliebtheiten, Anbiederungen und Geschwätzigkeiten des Philosophen vor.

Hatte der Tag auch für Friedrich nur 24 Stunden? Kaum zu glauben, denn außer seinem politischen und kriegerischen Vollzeitprogramm studierte er intensiv Physik, arbeitete an einem Theaterprojekt aus der Aeneis, dichtete 1755 Voltaires Tragödie „Mérope“ zu einem Opernlibretto um und verfasste neben seiner umfangreichen Korrespondenz beachtliche historische Schriften, z. B. über Schwedenkönig Karl XII. Friedrich ordnete auch seine eigene Politik historisch ein und schützte sich damit, wie Christopher Clark nicht unironisch bemerkt, Churchill vergleichbar, vor reiner Fremdinterpretation der Nachgeborenen.<sup>xxiii</sup> Der denkende Monarch schrieb außerdem literarische, philosophische, theologische sowie militärische Texte, ja, auch Gedichte, die mehr als nur Reime waren. Die deutsche Werkausgabe von 1913 umfasst zehn Bände, die französische aus den Jahren 1846 bis 1856 dreißig. Groß? Gigantisch.

Friedrich schrieb nicht nur, er las auch viel, aber die Qualität der deutschen Literatur seiner Zeit unterschätzte er gewaltig und geradezu banal. Wir sind geneigt, ihm zu verzeihen, denn meistens verkennen die jeweiligen Zeitgenossen die Qualität ihrer zeitgenössischen Literaten. Vorsicht bei dieser Milde, denn zeitgenössische Literatur war, anders als heute so oft, nicht gedrucktes Fernsehen, sondern Lessing, Goethe, Schiller, Herder oder Wieland.<sup>xxiv</sup> Jedenfalls ist sein Essay „De la littérature allemande“ (1780) kein Meisterwerk; mutig war es allemal, denn diese Schrift zeigt, dass er über ein Thema schrieb, das er – anders als die antike und französische Literatur - nicht wirklich kannte. Nebenbei: Shakespeares Dramen nannte er fürchterlich.<sup>xxv</sup> Auch Könige reden und schreiben über Dinge, von denen sie zu wenig verstehen.

## **Der Monarch**

### **Zeremoniell und Etikette**

Die Verachtung von Zeremoniell und Etikette haben nicht erst die deutschen 68er im 20. Jahrhundert erfunden. „Mein Vater“, so Friedrich im Politischen Testament von 1752, „besaß den Mut“, die „Ketten“ des Zeremoniells „zu brechen, und seinen Spuren folgend, habe ich das mir überlieferte Maß der Freiheit getreulich bewahrt.“

Wieder schlägt der Sohn die Brücke vom scheinbar nur Äußerlichen des Vaters zum Innerlichen, und wieder bekundet der Sohn seine Hochachtung. Auch Friedrich II. hat an den „Scherereien königlicher Hoffart“ keinen Gefallen gefunden. Sie verschlangen eine Zeit, „die nützlicher für das Allgemeinwohl verwendet werden sollte.“<sup>xxvi</sup>

Auf sein Erscheinungsbild, Garderobe, Sauberkeit, Körperpflege und Wohlgeruch legte Friedrich wenig Wert. Weil ungewaschen, roch oder stank er manchmal. Auch hierin ein Vorläufer der 68er. Und was den Heutigen die Blue Jeans, war damals Friedrich und seinem Vater die Uniform.

Kesse Sprüche kennt man in Deutschland nicht erst seit 1968. Als Gäste einer Hofgesellschaft um den Vortritt der einen oder anderen Dame stritten, verkündete Friedrich kurzerhand: Die Dümme solle vorangehen.<sup>xxvii</sup>

Wieder wie die 68er, zum Beispiel Alt-Bundeskanzler Gerhard Schröder oder Sponti Joschka Fischer: Je älter und etablierter, desto konventioneller.<sup>xxviii</sup> Sichtbarstes Zeichen bei Friedrich ist die „spektakuläre Herrschaftsinszenierung“ des Neuen Palais,<sup>xxix</sup> Joschka tauschte die Turn- mit Lackschuhen, und „Gerhard“ schmaucht dicke Zigarren. „Tempora mutantur et nos in illis“.

### **- Religionspolitik**

Jeglicher Religion als Konfession stand Friedrich fern. Programmatisches dazu im Politischen Testament von 1752: „Geht man allen Religionen auf den Grund, so beruhen sie auf einem mehr oder minder widersinnigen System von Fabeln. Ein Mensch von gesundem Verstand, der diese Dinge kritisch untersucht, muss unfehlbar ihre Verkehrtheit erkennen. Allein diese Vorurteile, Irrtümer und Wundergeschichten sind für die Menschen gemacht, und man muss auf die große Masse so weit Rücksicht nehmen, dass man ihre religiösen Gefühle nicht verletzt, einerlei, welchem Glauben sie angehören.“<sup>xxx</sup>

Diese rein positivistisch pragmatische Interpretation von Religion ist nicht wesentlich tiefgründiger als die des sowjetischen Kosmonauten Juri Gagarin in den Höhen des Weltalls.

Der Mann, der im März 1961 als erster Mensch die Erde in einer Weltraumkapsel umrundete, meldete trotz-triumphierend dummlich, dass er dort Gott nirgends gesehen hätte.

Friedrich wäre nicht der Große, wenn er auch in theologics nichts Klügeres zu bieten hätte: Er begnügte sich „darin, das höchste Wesen zu verehren, das einzig gut, einzig barmherzig ist und schon daher meine Verehrung verdient; soweit ich vermag, den Menschen, um deren Elendigkeit ich weiß, Hilfe und Stütze zu sein; mich ansonsten auf den Willen meines Schöpfers zu verlasen, der über mich verfügt, wie ihm gut dünkt, und von dem ich, komme, was kommen mag, nichts zu fürchten habe. Ich schätze, dies ist so ungefähr ein Glaubensbekenntnis“, schreibt Kronprinz Friedrich an Voltaire aus Rheinsberg am 8. Februar 1737, also als 25jähriger.<sup>xxxix</sup>

Schöpfer ja, Religion nein? So scheint es, doch am ersten Weihnachtstag 1737 bekennt Friedrich, erneut Voltaire gegenüber: „...gewiss ist, dass Gott ist“<sup>xxxix</sup> „Und die Ereignisse, wer lenkt sie? Der Zufall kann es nicht sein, da Zufall ein sinnleeres Wort ist. Es kann also nur Gott sein.“<sup>xxxix</sup>

Gott ja, Religion nein: Wieder an Voltaire, Ruppin, 6. Juli 1737<sup>xxxix</sup>: „Religion ist der Fetisch der Völker“. An wen erinnert dieser Satz? Natürlich an Karl Marx. Religion als „Opium des Volkes“. O je, sollte Kommunismus-Karl beim Absolutismus-Friedrich Ideen-Diebstahl betrieben haben?

Der berühmte Erlass des neuen Königs, 22. Juni 1740, unmittelbar nach seinem Herrschaftsantritt: „... den hier mus ein jeder nach seiner Fason selich werden...“<sup>xxxix</sup>

Im Politischen Testament von 1752: Den religiösen Hass müsse der Herrscher steuern und „allen Parteien Mäßigung“ predigen.<sup>xxxix</sup> „Ich suche aber auch Einigkeit unter ihnen zu stiften, indem ich ihnen vorhalte, dass sie Mitbürger eines Staates sind, und dass man einen Mann im roten Kleide ganz ebenso lieben kann wie einen, der ein graues Gewand trägt.“<sup>xxxix</sup> Kein Integrationsbeauftragter der bundesdeutschen Gegenwart formuliert das so treffend, spritzig und witzig.

Friedrichs Religionspolitik war nutzenorientiert. Wieder beziehe ich mich auf das Politisch Testament von 1752: „Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Juden und zahlreiche andere christliche Sekten (nanu, Juden als „andere christliche Sekten“?) wohnen in Preußen und leben friedlich beieinander. Wenn der Herrscher aus falschem Eifer auf den Einfall käme, eine dieser Religionen zu bevorzugen, so würden sich sofort Parteien bilden und heftige Streitereien ausbrechen. Allmählich würden Verfolgungen beginnen, und schließlich würden die Anhänger der verfolgten Religion ihr Vaterland verlassen, und Tausende von Untertanen würden unsere Nachbarn mit ihrem Gewerbefleiß bereichern und deren Volkszahl

vermehren.<sup>„xxxviii</sup> Mehr wirtschaftspolitischer Pragmatismus als Toleranz, aber immerhin vernünftig.

### **- Judenpolitik**

Wenn bekennender Antisemitismus die Hohenzollern-Distanz „der“ Deutschen rechtfertigt, dürfte es 2012 keinen großen Friedrich-Rummel geben, denn seine Schriften strotzen vor Judenfeindlichkeit. In seinem Brief vom 10. Oktober 1739 an Voltaire nennt er als Kronprinz die Juden eine „abergläubische, schwache und grausame Nation.“<sup>„xxxix</sup>

Im „General-Privilegium“ des Königs von 1750 wurde sie folgerichtig ge-, be- und unterdrückt.<sup>x1</sup>

Die Aufnahme des hochberühmten jüdischen Philosophen, Lessing-Freund und „Nathan-der-Weise“-Vorbild Moses Mendelssohn, in die Berliner Akademie der Wissenschaften verhinderte der große Tolerante 1771 höchstpersönlich.

Das „Politische Testament von 1752“ ist diesbezüglich besonders unappetitlich: „Die Juden sind von allen diesen Sekten die gefährlichsten, denn sie schädigen den Handel der Christen und sind für den Staat nicht zu brauchen... Wir haben die Juden zwar wegen des Kleinhandels mit Polen nötig, aber wir müssen verhindern, dass sie sich vermehren.“<sup>xli</sup>

Im Kapitel "Zukunftspläne" des Politischen Testaments von 1768 steht: "Wir haben zu viele Juden in den Städten. An den Grenzen von Polen sind sie nötig, weil in diesem Land nur die Juden Handel treiben. Sobald eine Stadt von Polen entfernt ist, werden die Juden schädlich durch den Wucher, den sie treiben, durch den Schmuggel, der durch ihre Hände geht, und durch tausend Spitzbübereien, die sich zum Nachteil der Bürger und christlichen Kaufleute auswirken. Ich habe niemals die Angehörigen dieser Sekte verfolgt noch sonst jemanden, ich glaube indessen, dass es klug ist, darüber zu wachen, dass ihre Zahl nicht zu sehr ansteigt“<sup>„xlii</sup>

Seine Kriege finanzierte der Monarch nicht zuletzt durch Inflation, deren Durchführung er vor allem den Münzpächtern Moses Isaac, Daniel Itzig und Veitel Ephraim übertrug.<sup>xliii</sup> Der König, wusch seine Hände in Unschuld. Todkrank bekundete er am 16. April 1786, vier Monate vor seinem Ableben, dem Grafen Mirabeau gegenüber einmal mehr seine Judenabneigung. Ebenfalls bis zuletzt schmetterte er alle Bemühungen seiner Beamtschaft ab, das Los der Juden zu verbessern.<sup>xliv</sup>

### **Denkender Krieger oder kriegerischer Denker?**

Diese vier Kriege hat Friedrich II geführt: Den ersten Schlesischen Krieg brach er am 16. Dezember, kurz vor Weihnachten 1740 vom Zaume. Die Sowjets erinnerten sich dieses

weihnachtlichen Beispiels, als sie am 27. Dezember 1799 Afghanistan überfielen. Der erste Schlesienkrieg dauerte bis 1742, der zweite tobte von 1744 bis 1748. Es folgte von 1756 bis 1763 der durch Friedrichs Sachseninvasion losgetretene Siebenjährige europäische Krieg, der in Amerika und Indien zwischen England und Frankreich geführt wurde und als der eigentliche Erste Weltkrieg bezeichnet werden sollte. Dieses Gemetzel hätte beinahe zum Untergang Preußens geführt. Der Bayerische Erbfolgekrieg der Jahre 1778/79 war dagegen fast so etwas wie ein bewaffneter Spaziergang.

Friedrich hatte Kriegserfahrung. Er war ein Mann der Kriegspraxis und –theorie. Er machte, führte, Kriege und dachte über sie vom Allgemeinen zum Detail. „Die von mir geführten Kriege haben mir Gelegenheit zu gründlichem Nachdenken über die Grundsätze der großen Kunst gegeben.“ So beginnt seine Schrift über „Die Generalprinzipien des Krieges“ aus dem Jahre 1748.<sup>xlv</sup>

Lassen Sie uns Fakten und Eindrücke über Friedrich und das Militär, Krieg und Frieden sammeln.

Dem Militärerzieher des Kronprinzen hämmerte er dies ein: „Es ist von größter Wichtigkeit, ihm Geschmack für das Militärwesen beizubringen. Deshalb müssen Sie ihm bei jeder Gelegenheit sagen..., dass jeder Mann von Geburt, der nicht Soldat ist, nur ein Elender ist.“<sup>xlvi</sup>

„Vom grünen Tisch aus entwirft man schlechte Feldzugspläne“ und man müsse „selbst Feldherr“ sein, um militärischen Erfolg zu erreichen.<sup>xlvii</sup> Seinen Worten entsprachen die Taten.

Das waren Friedrichs außenpolitische und, daraus abgeleitet, militärpolitischen Grundvorstellungen: Preußens Nachbarn hielt der König für „Neider oder geheime Feinde unserer Macht“. Im Politischen Testament von 1752 heißt es: „Preußen ist von mächtigen Nachbarn umgeben, darunter von einem unversöhnlichen Feinde: dem Haus Österreich. Ihr müsst daher auf häufige Kriege gefasst sein. Es folgt daraus auch, dass das Militär in Preußen die erste Stelle einnehmen muss...“<sup>xlviii</sup>

Tempi passati, gottlob. Nicht passé ist diese Feststellung: „Die Offiziere verachten und von ihnen fordern, dass sie mit Ehren dienen, ist ein Widerspruch. Auch in Friedenszeiten müssen sie das Ansehen genießen, das sie mit so großem Recht erworben haben“<sup>cxlix</sup> Das muss die bundesdeutsche Gesellschaft lernen, wenn sie Sicherheit als gute Dienstleistung erwartet. Das ist nicht Militarismus, das gebieten Verstand, Anstand und Nutzen.

Seinem Nachbarschaftsbild gemäß entriss Friedrich den Österreichern Schlesien bereits zu Beginn seiner Herrschaft, 1740. Für seinen Ruhm, „gloire“, liebe er den Krieg, „guerre“,

gestand er 1741 einem Freund. Diese Liebe kostete allein am 25. August 1758 in der Schlacht bei Zorndorf 12.800 preußischen und 18.000 russischen Soldaten das Leben. Friedrichs Wirtschaft und Gesellschaft drohte auszubluten.

Das ist die unmenschliche Seite seiner Ruhmessucht. Daneben gibt es die urmenschliche: Friedrichs Ruhmsucht - so der großartige, weil kenntnisreichste und fairste Preußenfachmann Christopher Clark – sei auch als Wunsch nach Unsterblichkeit zu verstehen. Zugleich habe er es posthum „dem Vater zeigen“ wollen.<sup>1</sup> Das Massensterben anderer als Preis eigener Unsterblichkeit. Nicht gerade human oder auch nur reif, aber vergessen wir nicht: Friedrich war nur 28 Jahre alt, als er König wurde und, übermütig jenen Krieg begann. Auch der gottes- und götterlästerliche, 25jährige „Prometheus“-Goethe des Jahres 1774 dachte und schrieb als Stürmer und Dränger ganz anders als in dem gotthuldigenden Klassik-Gedicht „Grenzen der Menschheit“ aus dem Jahre 1813. Inzwischen war Der Dichter 64 Jahre alt.

Gedankenreich und –scharf waren seine Reflexionen über Kriege im Allgemeinen und seine im Besonderen. Er dachte, durchdachte und machte Krieg, doch trotz seines Denkens ließ er sich lange vom Gefühl leiten. Diese Spaltung zwischen hochkulturellem und –intellektuellem Überguss einerseits und siegreichem Ich- und Zerstörungstrieb andererseits versinnbildlicht die Zerstörung der Dresdener Innenstadt im Jahre 1760. Ein Vorläufer Hitlers war dieser König gewiss nicht, doch personifiziert dieser hochgeistige und zugleich –militante Doppel-Friedrich nicht irgendwie doch „die“ Deutschen bis 1945? Dokumentiert nicht gerade er, dass höchste Kultur und Barbarei einander keineswegs zwangsweise ausschließen, dass aus einem „Volk der Dichter und Denker“ sehr wohl Mörder und Henker wachsen können? Nicht einmal Aufklärung und Hochkultur schützen die Menschen vor dem Menschen und den einen Menschen vor sich selbst.

Der Krieger Friedrich war zugleich ein selbstkritischer Denker. Er erkannte das ganze Kriegselend - das er selbst ausgelöst hat: Ein halbes Jahr tobte der von ihm begonnene Erste Schlesische Krieg. Im Lager von Mollwitz schrieb Friedrich Voltaire: „Ich werde Sie jetzt nicht mit Details behelligen, denn das ist nicht Verfeinertes an der Methode, mit der wir ns abschlachten; das geschieht stets zu meinem großen Kummer; und wenn ich die gehorsame Wut meiner Truppen dirigiere, so immer nur auf Kosten meiner Humanität, die unter dem notwendig Schlechten, von dem ich mich nicht zu befreien weiß, leidet.“<sup>ii</sup> Friedrich verursachte Leid, und er litt; körperlich und seelisch. „Ich habe Europa mit dem epidemischen Kriegsbazillus infiziert wie eine Kokotte ihre Galane mit gewissen Beweisen ihrer schmerzhaften Gunst. Ich bin glücklicherweise geheilt“.<sup>iii</sup> Genau das war er nicht, denn auch den zweiten Schlesischen und den Siebenjährigen Krieg begann er erneut. Selbsterkenntnis

führt nicht unbedingt zu moralisch oder politisch richtigem Handeln. Der Aufklärer Friedrich ist der lebende Beweis für die Grenzen aufklärerischer Wirksamkeit. Denken, Wissen und Handeln müssen keineswegs übereinstimmen.

Am 29. August 1756 überfiel Friedrich Sachsen, das siebenjährige Blutvergießen begann, und der Aggressor weinte. Sozusagen. Am 16. Januar 1758 schrieb er Voltaire: „Leben Sie heiter und ruhig in Genf, nur das hat Wert auf der Welt; und beten Sie, dass Europa bald vom hitzigen Heldenfieber geneset.“<sup>cliii</sup> Warum hat Friedrich selbst die Heiterkeit der Welt der Grausamkeit des Krieges geopfert? Seine Kriegstaten widersprachen seinen friedliebenden Gedanken und Worten. Oder war es Selbstkritik? Jedenfalls folgte ihr Selbstmitleid: „Ich wünsche Ihnen Ruhe und Frieden, derer ich nicht genieße, solange es Europa so verbissen auf mich abgesehen hat.“<sup>cliv</sup>

Europa litt, auch Kanada, Indien, Preußen, Friedrich. Nach dem Weltbrand, Potsdam, 31. Juli 1767, Friedrich an Voltaire: „Mein Haar ist weiß geworden, meine Zähne fallen aus, meine Beine sind krumm von Gicht. Ich vegetiere.“<sup>clv</sup>

### **Der „Große“?**

War Friedrich II. ein Großer? Größe ist relativ. Das Matterhorn ist groß; größer als die Ameise, doch größer als das Matterhorn ist der Mount Everest. „Unseren Ausgang nehmen wir vom Knirpstum, unserer Zerfahrenheit und Zerstreung. Größe ist, was wir nicht sind“, so Jacob Burckhardt über die historische Größe in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“.<sup>clvi</sup> Verglichen mit den unzähligen Knirpsen vor und nach ihm und auch zu seiner Zeit war Friedrich sicher groß. Wenn seine Größe überzeitlich, ja, zeitlos gelten soll, muss es absolute Kriterien für diese Größe geben. Wir robben uns argumentativ voran.

Friedrich war beliebt und geliebt. So beliebt, dass viele Deutsche im 19. und 20. Jahrhundert ihre Söhne nach ihm benannten.<sup>clvii</sup> Bürger (damals „Untertanen“) übernahmen für ihre Kinder oft die Vornamen der Herrscher. Das ist ein guter Indikator für die jeweilige Beliebtheit der Monarchen. Seit dem Großen Friedrich nannten auch seine Untertanen ihre Söhne oft „Friedrich“. *Tempi passati*, seit 1919. Heute ist „Friedrich“ out, in sind die Namen aus Pop und Top(less).

Im Jahre 1745, unmittelbar nach dem zweiten Schlesischen Krieg, wurde Friedrich von Zeitgenossen erstmals „groß“ ge- und benannt. Er selbst hat diesen Beinamen öffentlich und schriftlich nie kommentiert, wohl aber die Größe anderer neidlos akzeptiert, etwa die geistige (nicht charakterliche) Größe Voltaires: „[W]o ich die Überlegenheit von euch großen

Menschen erkenne, halte ich euch meines Weihrauchs und Sie, Monsieur, all meiner Wertschätzung für würdig. Sie haben darauf jeden Anspruch.<sup>„lviii</sup>

Nochmals Friedrich: „Die Reputation von Menschen hängt recht eigentlich von der Gunst des Historiographen ab.“<sup>„lix</sup> Und wenige Abschnitte davor an Voltaire: „Monsieur, ich gestehe, dass nichts trügerischer ist, als Menschen nach ihrer Reputation zu beurteilen.“<sup>„lx</sup>

Nicht nur Historiographen, die meisten Wissenschaftler, schätzte der Monarch richtig ein: „Aber wie viele Gelehrte sind fähig, Rangfragen, Schönheit, Freundschaftsbande der Wahrheit zu opfern? Die Seele, die solch mächtigen Widerpart besiegt, muss stark sein.“<sup>„lxi</sup>

Die Schwächen der Menschen kannte Friedrich. „Es genügt, das ein Mann von einem anderen Mann, der gegen ihn schreibt, in den Schutz gezogen wird, damit der Großteil der Leute sich damit zufrieden gibt, die Angriffe des Gegners gegen ihn nachzuplappern. Der gewöhnliche Mann forscht niemals nach, und es behagt ihm, das zu wiederholen, was andere ihm gesagt haben, vor allem, wenn es jemand von Einfluss ist.“<sup>„lxii</sup> Volltreffer. Damit hat Friedrich nicht nur die negative oder gegebenenfalls positive Fremdsicht der quasi allgemeinen Öffentlichkeit realistisch erkannt und beschrieben, sondern prophetisch auch die Wirkung der ihm unbekanntem Massenmedien.

Friedrich zog Konsequenzen, zumindest verkündete er sie: Ich „unternehme nichts gegen die innere Stimme meines Gewissens; und ich Sorge mich herzlich wenig darum, welchen Eindruck meine Taten im Gehirn von zuweilen kaum denkenden, ungefederten Zweibeinern hinterlassen.“<sup>„lxiii</sup>

Friedrich wollte Ruhm, und Ruhm war für ihn als König zunächst und vor allem militärischer Ruhm. Den Schlesienkrieg hatte Friedrich II. im Dezember 1740, bekanntlich gestand er es später, des Ruhmes wegen begonnen. Doch schon im März 1742 erkannte und benannte er dessen Fragwürdigkeit und Zerbrechlichkeit: „Die Menschen verdammen des Abends, was sie am Morgen billigten. Die gleiche Sonne, die ihnen bei Sonnenaufgang herrlich erschien, langweilt sie bei Sonnenuntergang. Auf diese Weise entsteht Renommée, geht es verloren, kommt dann doch wieder; und wir sind töricht genug, uns unser gesamtes Leben für die Reputation abzumühen. Ist es denn möglich, dass man vor derlei Falschgeld, wenn man es als solches erkannt hat, nicht ablässt?“<sup>„lxiv</sup> Nein es ist nicht möglich. Der Wissende, der Aufklärer, Friedrich erkannte die Grenzen des Wissenden, des Aufklärers und der Aufklärung, der Emotio über die Ratio – auch angesichts der eigenen und selbstinszenierten Verklärung.

Die Frage nach Friedrichs historischer Größe ist so unoriginell wie unvermeidlich und unausweichlich. Sie ist weniger analytisch als normativ, nicht objektiv, sondern jeweils

subjektiv zu beantworten. Sie ist letztlich politisch und pädagogisch. Mein Wort ist ein Wort und sicher nicht das letzte.

Bei den außer Friedrich bekannten „Großen“ – tatsächlichen oder vermeintlichen – überwiegen Männer: Alexander der Große, Herodes der Große, Konstantin der Große, Theoderich der Große, Papst Gregor der Große, Karl der Große, Alfred der Große von England, Otto der Große, Peter der Große. Alles keine feinen Herren, so wenig wie Katharina die Große, die berühmteste der „groß“ genannten Frauen. Sie alle gingen buchstäblich „über Leichen“, viele Leichen. Blut klebte an ihren Händen. Woraus wir schließen, dass diese historische Größe eher dem militärischen Erfolg als der Moral geschuldet ist. Jedenfalls ist Friedrich der letzte Herrscher, dessen Beinamensgröße in der Allgemeinheit und der wissenschaftlichen „Community“ strukturell durchsetzbar war. Im 19. und 20. Jahrhundert gibt es keine allgemein anerkannten politisch-historisch „Großen“. Konjunkturelle Ausnahmen bestätigen diese Regel: Der große Stalin, „der größte Feldherr aller Zeiten“, „der große Führer Kim Il-Sung“, sein Sohn Kim Jong-Il, der „geliebte Führer“ (manchmal der „große und geliebte Führer“) und der Albtraum des „Großen Bruders“ aus George Orwells Roman „1984“. Größe als Albtraum unserer Gegenwart. Einerseits. Andererseits: Führerkult im 20. Jahrhundert und in Nord-Korea noch heute. Wohl den meisten Demokraten Europas ist Größe heute verdächtig.

Wer entscheidet über historische Größe? Abstimmungen darüber haben natürlich nicht stattgefunden. Mit Demokratie hat diese Namensbeifügung also nichts zu tun. Selbst die Fachwelt hat darüber nie abgestimmt. Wohl aber haben irgendwann und irgendwo einzelne Leitfiguren subjektiv bestimmt, wer „groß“ genannt werden sollte. Nicht immer konnten sich die Leitfiguren durchsetzen. Kläglich scheiterte im ausgehenden 19. Jahrhundert der Versuch Kaiser Wilhelms II., seinen Großvater, Kaiser Wilhelm den Ersten – intellektuell ein eher kleiner Geist – zu „Wilhelm den Großen“ aufzuwerten.

Mitlaufende, Nachlaufende und Nachschreibende haben diese eher personen- und führerkultische Wertung übernommen, verbreitet und verfestigt. Ihre ethischen Maßstäbe sind nicht oder nicht mehr (und ich sage: gottlob) unsere ethischen Maßstäbe. Das ist eindeutig. Ebenso eindeutig ist die welthistorische Wucht ihrer Wirkung, wobei diese Wirkung moralisch differenziert zu bewerten wäre. Wir müssen dabei allerdings bedenken, dass wir im gegenwärtigen Mitteleuropa, seit 1945, welthistorisch betrachtet, in einem Paradies leben. In unserem Bewusstsein ist Krieg, ist nachbarliche Feindschaft, der Ausnahme- und nicht der Regelfall, früher freilich fast die Regel, Normalität. In den militärischen Schriften Friedrichs

war genau diese Regel Dreh-, Angel- und Ausgangspunkt seines Denkens und Planens, dann seines Handelns. Haben wir es heute gut. Tu felix Europa et Germania.

Grundgedanke des Größen-Attributs ist die Annahme, dass einzelne Männer (oder Frauen) „Geschichte machen“. Manchmal trifft diese Annahme zu, meistens nicht. Diese Annahme ist eher die Ausnahme. Jedenfalls ist sie personenzentriert und verengt dadurch den Blick aufs große Ganze, das hier und da freilich sehr wohl von Einzelnen ganz grundlegend verändert werden kann. Das gelang jenen „groß“ Genannten, durchaus. Ob zum Wohl oder Wehe der Menschen, steht auf einem anderen Blatt und kann nur jeweils politisch bewertet werden, wobei sich politische Maßstäbe bekanntlich nicht selten schnell ändern. Wer A oder B „groß“ nennt, hebt in der Regel sowohl den Erfolg als auch die Moral des Benannten hervor. Und genau das wird nicht allgemeinverbindlich und allgemeingültig angenommen. Wer A oder B „groß“ nennt, bekennt somit seine eigenen Moral- und Leistungskriterien.

Noch eine Einschränkung. Auch viele „Große“ hatten ihre kleinkarierten Seiten. Wer ist schon „aus einem Guss“?

Wie viele war auch Friedrich II. nicht nur einer, sondern viele und vieles. Er verkörperte Moral und war auch brutal, er war ein Mann des Wortes und Schwertes, ein Denker und Macher, der Verfasser des „Antimacchiavell“ und handelte als König nicht selten nach den Maximen des Macchiavell. Schon sein erstes Königsjahr, 1740, verdeutlicht den doppel-, mehr- und tiefbödigen Friedrich. Er beauftragte Knobelsdorff noch vor den großen Krieg um Schlesien nach eigenen Skizzen mit dem Opernbau Unter den Linden. Er komponierte vier Flötenkonzerte und 122 Sonaten, auf, so der FAZ-Musikkritiker Jan Brachmann, „professionellem Niveau und teils ungewöhnlich in den musikalischen Mitteln“.<sup>lxv</sup> Das Ineinander von massentötendem Militarismus und Musikalität fasziniert und frustriert.

Friedrich gilt zu Recht als toleranter König. Ein deutscher König, der die französische Sprache, Literatur und Kultur weit höher als die deutsche schätzte – die er zudem weniger kannte; dem das religiöse Bekenntnis seiner Untertanen wie jegliche Religion völlig gleichgültig war und der, bezogen auf Juden, dennoch nicht anders als ein Antisemit genannt werden muss. Ein König und Feldherr, der tausende seiner Soldaten opferte und zugleich, ganz anders als Könige und Feldherren seiner Zeit, mit bei und mit und vor ihnen an der Front war und im Heu oder auf dem Erdboden schlief. Ein Aufklärer und ein absolutistischer Monarch, Machiavellist und Verfasser des „Antimacchiavell“. Er war als Bauherr des lustvoll-luftig-leichten, nahezu schwebenden, fast so etwas wie (die spätere) bürgerliche Gemütlichkeit ausstrahlenden Schlosses Sanssouci dessen Gedankenträger und -präger, und er war Bauherr sowie Gedankenpräger und -träger des monumental-wuchtig-klotzigen Neuen

Palais. Welcher Friedrich ist authentisch: der Friedrich, der Sanssouci 1745–47, nach den relativ lockeren Siegen im ersten und zweiten Schlesischen Krieg bauen ließ und dort sorglos entspannen wollte, oder der Friedrich, der unmittelbar nach dem kontinentalen und teils globalen Blutbad des Siebenjährigen Krieges, von 1763 bis 1769, das Neue Palais errichten und den die Daueranspannung nach dem wundersamen Überleben seines Staates nicht mehr losließ. Sanssouci, das ist Friedrich, der sagt: „Das bin ich.“ Das Neue Palais zeigt einen Friedrich, der sagt: „Watt du kannst, kann ick ooch.“

Eindeutig ist die Zweideutigkeit seiner Persönlichkeit. Friedrich der Zweite war mindestens zwei Personen.

Viel gemacht haben auch andere Könige oder Politiker, aber nur wenige haben so tief und auch selbstkritisch über das Gemachte vor- und nachgedacht wie Friedrich. Wie über die Voraussetzungen und Ziele jedes Denkens und Machens kann (und muss) auch seines kritisch betrachtet und bewertet werden. Davor muss man es kennen. Hier einige Beispiele, die sich schier endlos ergänzen ließen und zugleich zeigen, dass, wo und wie sehr er seiner Zeit (und manchmal auch seiner eigenen Politik) gedanklich weit voraus war.

„Soll das Land glücklich sein, will der Fürst geachtet werden, so muss er unbedingt Ordnung in seinen Finanzen halten. Noch nie hat sich eine arme Regierung Ansehen verschafft.“<sup>lxvi</sup>

Dieser Satz stammt aus dem Politischen Testament von 1752. Das Glück des Landes und damit der Landeskinder, das ist Aufklärung pur. Verfassungsgebot wird sie erstmals in der Menschheitsgeschichte 1787 in den USA. Die Regierung eines Staates, lesen wir dort, müsse ihren Bürgern „Life, Liberty and the Pursuit of Happiness“ ermöglichen. Zeitlos ist auch die finanzpolitische Testamentempfehlung Friedrichs.

Dieses Testament verfasste er, „um die Mittel und Wege anzugeben, wie sich Preußen zu einem der volkreichsten und blühendsten Staaten Europas machen lässt“.<sup>lxvii</sup> „Blüh‘ im Glanze dieses Glückes“ und so weiter. Im 19. Jahrhundert übernimmt Hoffmann von Fallersleben diese Hoffnung und Formulierung. Sie wurde bekanntlich Teil der Nationalhymne unserer deutschen Demokratie, die es in Zeiten der Monarchie Friedrichs nicht gab. Unsere deutsche Demokratie ist heute stark, bezüglich der Demografie, nicht zuletzt bei der Quantität und Qualität der Zuwanderung, kann sie von Friedrich manches lernen.

Auch diese Erkenntnis und Empfehlung erinnert an die nach dem antiken Athen zweite Demokratie der Menschheit oder an liberale Ideale. „Nur wenige Menschen sind ohne Talent geboren. Jeden auf den rechten Platz stellen, heißt doppelten Vorteil aus allen ziehen. Dann täuscht man sich nicht und gibt dem Staatskörper erhöhte Kraft und Stärke, weil alles in

seinem Dienste steht und alles nützliche Dienste zu leisten vermag.<sup>«lxviii</sup> Klingt vertraut und erinnert an die Unabhängigkeitserklärung der USA aus dem Jahre 1776: „All men are created equal“.

Nichts übereilen, Vorläufer der Demokratie war Friedrich nicht. „Soll ein Fürst selbst regieren?“<sup>«lxix</sup> fragt er im Politischen Testament von 1752 und antwortet: „In einem Staate wie Preußen ist es durchaus notwendig, dass der Herrscher seine Geschäfte selbst führt. Denn ist er klug, wird er nur dem Staatsinteresse folgen, das auch das seine ist. Ein Minister dagegen hat, sobald seine eigenen Interessen in Frage kommen, stets Nebenabsichten. Er besetzt alle Stellen mit seinen Kreaturen, statt verdienstvolle Leute zu befördern, und sucht sich durch die große Zahl derer, die er an sein Schicksal kettet, auf seinem Posten zu befestigen.“<sup>«lxx</sup> Kannte Friedrich die Parteiendemokratie der Gegenwart?

Dass, wie er meinte, nur Kopf, und zwar der Kopf des Herrschers, die Gesamtheit der Politikbereiche zu einem in sich einheitlichen „System“ zusammenfassen und umsetzen könnte,<sup>lxxi</sup> ist freilich total widerlegt. Nicht jedoch seine einmal mehr, nur wenige Absätze später vorgetragene zeitlose Maxime, dass der Herrscher der „erste Diener des Staates“ sei.<sup>lxxii</sup> Wer heute als Politiker mehr seinem Land als eigenen Lustbarkeiten dienen will, steht in bester preußisch-deutscher Tradition, einer Tradition, die dieser Monarch prägte und prägnant formulierte.

Hier ein Beispiel für die analytische und prognostische Stärke Friedrichs: Fest rechnete Friedrich mit dem Ende deutscher Kleinstaaterei: „glaube ich, dass die Zahl der kleinen Fürsten und namentlich der Reichsstädte ständig abnehmen wird. [...] Somit werden die Kleinstaaten allmählich von den großen verschluckt werden.“<sup>«lxxiii</sup> Das war keine Kaffeesatzleserei, sondern wurde inhaltlich begründet. Im Politischen Testament von 1752 kann sie jeder nachlesen.

Idealistisch und antimachiavellistisch waren die denkerischen Anfänge Friedrichs. Realist, ja Machiavellist wurde er bereits im ersten Jahr seiner Herrschaft. Siehe den Überfall auf Schlesien, also Habsburg, wo Maria-Theresia als erste Frau auf dem Thron ihre Rolle suchen, finden und lernen und ausführen musste.

Wer Rollen spielt, ist nicht er oder sie selbst und verstellt sich. Die Kunst der Verstellung wurde bei Friedrich Kern und Credo seiner Politik. „Ein erfahrener Staatsmann“, so der König im Politischen Testament nach zwölf Jahren Herrschaft, „muss sich stets verschieden benehmen und sein Verhalten stets den Umständen anpassen, in denen er sich befindet, und den Menschen, mit denen er zu tun hat. In der Politik ist es ein großer Fehler, stets hochmütig aufzutreten und alles mit Gewalt durchsetzen zu wollen, aber auch, stets sich sanftmütig und

nachgiebig zu zeigen. Ein Mensch, dessen Benehmen immer das gleiche ist, wird bald durchschaut, und man darf sich nicht durchschauen lassen. [...] Wer dagegen in seinem Benehmen wechselt, führt sie irre, und sie täuschen sich in ihren Annahmen. [...] Die große Kunst besteht, darin, seine Absichten zu verbergen.<sup>lxxiv</sup> Idealisten denken anders. Aber, wieder Friedrich und wieder im selben Schlüsseltext: „Die Politik ist die Kunst, mit allen geeigneten Mitteln stets den eigenen Interessen gemäß zu handeln. Dazu muss man seine Interessen kennen, und um diese Kenntnis zu erlangen, bedarf es des Studiums, geistiger Sammlung und angestrebten Fleißes<sup>lxxv</sup> – also nicht nur des täglichen Studiums der jüngsten Umfragen und Medienmeinungen.

Wann und wo hat welcher Monarch, Politiker, Mensch so vieles, Widersprüchliches, auch Großartiges, gedacht, gemacht, geschafft und geschaffen? Ja, er war sich seiner Qualitäten bewusst. Im Politischen Testament von 1752 lesen wir: „mit Ausnahme der Königin von Ungarn [also Maria-Theresia, M.W] und des Königs von Sardinien, deren Geist über ihre schlechte Erziehung triumphiert hat, sind alle Fürsten Europas nur erlauchte Trottel“<sup>lxxvi</sup>.

Will ausgerechnet unsere Massenmediengesellschaft, in der lauter laute, bestenfalls mittelmäßige Talkrunden-Laffen den Ton angeben, diesem Friedrich Größe absprechen?

Dennoch: Friedrichs Größe war für sein kleines Preußen eine zu große Anstrengung. Er hatte Land und Leute überanstrengt – politisch, menschlich, gesellschaftlich, militärisch, wirtschaftlich und finanziell. Der Zusammenbruch von 1806, nur zwanzig Jahre nach Friedrichs Tod, war kein Zufall, sondern eher die gar nicht so späte Folge jener Überanstrengung und der zunächst playboyhaften Verantwortungs- und Sorglosigkeit seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II. Ein Großer reicht nicht für die dauerhafte Größe eines Landes. Es bedarf vieler großer Geister. Nicht in Ein-Mann-Herrschaften (auch nicht der friderizianischen) können sie in großer Zahl wachsen; nur dort, wo viele, am besten alle, schaffenden und schöpferischen Kräfte der Gesellschaft durch Entfesselung erweckt werden und sich entfalten können. Genau das war der Ansatz der preußischen Reformer und erst recht – und bereits früher – des historischen Liberalismus. So gesehen, hat Friedrichs unbestreitbare persönliche Größe Preußens politische Existenz und Entwicklung eher gefährdet als gestärkt.

Doch dieser Gesichtspunkt vereinzelt betrachtet, verzerrt und verfälscht das Friedrich-Bild.

„Der Staat bin ich“. Ludwig XIV. Auch Friedrich II. war der Staat, sein Staat. Aber Friedrich war zugleich der „erste Diener“, der erste „Domestique“, seines Staates und damit seiner Zeit und seinen Kaiser- und Königskollegen weit voraus. Er, der im Staate alles war, erhob zumindest den Anspruch, als Staatsdiener für alle da zu sein, und er erhob diesen Anspruch, ohne die Notwendigkeit, gewählt oder gar wiedergewählt zu werden. Wer will, nenne das

„Größe“, kleinkariert ist das jedenfalls nicht, und es weist in die Zukunft, denn, zumindest gedanklich, wird auf diese Weise der Staat als das Allgemeine und nicht als quasi Privateigentum des oder der jeweils Herrschenden betrachtet. So gesehen, sind die Staatslenker für die Bürger da und nicht umgekehrt. Das wiederum entspricht unserem heutigen Mehrheitsdenken, -fühlen, -wollen, und deshalb können wir unter diesen Vorzeichen guten Gewissens Friedrich als Vorläufer eines bürgerstaatlichen Denkens und Handelns einordnen, also positiv bewerten. Friedrichs Selbstverständnis war alles andere als demokratisch, doch die Dynamik seines Denkansatzes weist jenseits seines Handelns in diese Richtung, sie war weichenstellend und deshalb, jawohl, groß.

Wir Menschen sind meistens keine Großen. Eher versuchen wir die Großen auf unser Niedrigniveau herabzuziehen. Die Großen sind anstrengend, ermüdend, anspannend. Doch Entspannung suchen wir Kleinen, heute ebenso wie damals zu Zeiten des großen Friedrich. Dem Grafen Mirabeau verdanken wir diesen Augenzeugenbericht vom 17. August 1786, dem Todestag des Monarchen: „Es herrscht Totenstille, aber keine Trauer; man zeigt sich benommen ohne Kummer. Man sieht in kein Gesicht, das nicht den Ausdruck von Erleichterung, von Hoffnung trüge. Kein Bedauern wird laut, man hört keinen Seufzer, kein lobendes Wort. [...] Alle Welt wünschte das Ende herbei – alle Welt beglückwünschte sich!“<sup>clxxvii</sup>

Fast alle konnten zu fast allen Zeiten die Ganz-Großen nicht ertragen; aus welchen Gründen auch immer. Mittelmaß will Mittelmaß, nicht nur in der demokratischen Massengesellschaft, die Alexis de Tocqueville aufmerksamer als andere in seinem Buch „Über die Demokratie in Amerika“ (1835/40) beschrieb. In Erbmonarchien sind Große, wie Friedrich, dem Zufall geschuldet, sonst Krisen oder Umbrüchen. Nur dann und so konnten Caesar, Churchill, Adenauer, de Gaulle, Ben-Gurion et ceteri, et ceteri an die Schalthebel der Macht gelangen. Nur in Krisen oder Umbrüchen bekommen die Großen ihre Chance, weil nur dann die Knirpse und Mittelmäßigen ihre Unzulänglichkeiten einsehen, zugeben und schließlich das Steuer übergeben. Vorsicht, Krisen sind zugleich die Stunde der großen Schufte, siehe Hitler 1933.

Friedrich II. war ein großer Geist. Geistreicheleien hatte er nicht nötig. Sein Geist war nicht nur sein Schein, sondern sein Sein, und selbst wenn man seine Texte gegen ihn voreingenommen oder seine Analysen und Wertungen nicht teilend liest, ist die Geistesschärfe und Bildung des Preußenkönigs beeindruckend. Wer seine im Taschenbuch erhältlichen Briefe an Voltaire liest, genießt ein gedankliches und sprachliches Feuerwerk und bei der Lektüre seines Politischen Testamentes von 1752 (ein kleines Reclam-Bändchen) fragt

sich unsereins geradezu verzweifelt: Welcher Schriftsteller, politische Publizist oder Politiker unserer Zeit erreicht auch nur annähernd dieses Niveau, zumal in allen drei Bereichen? Welcher Spitzenpolitiker unserer Gegenwart oder Fast-Gegenwart kann so reflektieren und außerdem musizieren und komponieren? Eine neuere Kostprobe bietet zum Beispiel die CD „Flötenkönig“, Konzerte und Sonaten von Friedrich II., Anna Amalie und anderen, gespielt von der Kammerakademie Potsdam unter der Leitung von Trevor Pinnock mit dem Soloflötisten Emmanuel Pahud.

Und nun Musik! Natürlich vom großen Friedrich.

---

<sup>i</sup> Friedrich an Voltaire, Insterburg, 27. Juli 1739, in: Voltaire – Friedrich der Große, Briefwechsel, hrsg. und übersetzt von Hans Pleschinski, dtv, Neuausgabe München 2010, S. 157f.

<sup>ii</sup> Friedrich an Voltaire, Ruppin, 6. Juli 1737, a.a.O., S. 75.

<sup>iii</sup> zitiert aus: Johannes Kunisch, Friedrich der Große, Der König und seine Zeit, 2. (Taschenbuch-)Auflage, München 2010, S. 21.

<sup>iv</sup> Friedrich II, „Die Generalprinzipien des Krieges und ihre Anwendung auf die Taktik und Disziplin der preußischen Truppen“, 1748, Kapitel zwei, Feldzugspläne, in: Die Werke Friedrichs des Großen, 6. Band, Militärische Schriften, hrsg. v. Gustav B. Volz, Berlin 1913, S. 8.

<sup>v</sup> Friedrich der Große, Das Politische Testament von 1752, 1987 bibliografisch erneuerte Ausgabe der Auflage von 1974 Stuttgart (Reclam), S. 56.

<sup>vi</sup> Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg, München 1975, S. 18.

<sup>vii</sup> Denkwürdigkeiten S. 28.

<sup>viii</sup> Denkwürdigkeiten, S. 83

<sup>ix</sup> Denkwürdigkeiten, S. 110f.

<sup>x</sup> Denkwürdigkeiten, S. 159.

<sup>xi</sup> Denkwürdigkeiten, S. 20.

<sup>xii</sup> Vgl. Kunisch, S. 239ff.

<sup>xiii</sup> Pleschinski, Voltaire – Friedrich, S. 449.

<sup>xiv</sup> Pleschinski, S. 450ff.

<sup>xv</sup> Friedrich II. an Voltaire, Breslau, 3. Januar 1759, in: Pleschinski, S. 453.

<sup>xvi</sup> Friedrich an seine Schwester Ulrike, zitiert nach Kunisch, S. 243.

<sup>xvii</sup> Zitat in: Kunisch, S. 243.

<sup>xviii</sup> Kunisch, S. 250.

<sup>xix</sup> Ausführlich und dennoch diskret Kunisch S. 58–83.

<sup>xx</sup> Am 26. Januar 1732 an Grumbkow, in: Kunisch, S. 59. Die Hochzeit fand am 12. Juni 1733 statt.

<sup>xxi</sup> In: Kunisch, S. 74f.

<sup>xxii</sup> Kunisch, S. 85. Zu Friedrich und der Musik auch Theodor Schieder, Friedrich der Große, Ein Königtum der Widersprüche, Berlin 1983, Nachdruck 2002, S. 432ff.

<sup>xxiii</sup> Beeindruckt hierüber und hiervon ist auch Clark, Festrede, S. 6.

<sup>xxiv</sup> Kunisch, 101, 456ff; Schieder, S. 386ff.

<sup>xxv</sup> Schieder, S. 389.

<sup>xxvi</sup> Politisches Testament 1752, S. 55.

<sup>xxvii</sup> Tagebucheintrag Graf Lehndorff, in: Kunisch, S. 279.

<sup>xxviii</sup> Vgl. Kunisch, 282f.

<sup>xxix</sup> Ebd.

<sup>xxx</sup> Friedrich der Große, Das Politische Testament von 1752, S. 44.

<sup>xxxi</sup> Friedrich – Voltaire, S. 39.

<sup>xxxii</sup> Friedrich an Voltaire, Berlin, 25. 12. 1737, Friedrich – Voltaire, S. 94.

<sup>xxxiii</sup> A.a.O., S. 97.

- 
- xxxiv Friedrich an Voltaire, Voltaire, Ruppin, 6. Juli 1737, S. 74.
- xxxv Zitiert in: Friedrich – Voltaire, S. 210.
- xxxvi A.a.O., S. 46.
- xxxvii Ebd..
- xxxviii Friedrich der Große, Das Politische Testament von 1752, S. 44.
- xxxix Friedrich – Voltaire, S. 67, Rheinsberg, 10.10.1739.
- xl Theodor Schieder, Friedrich, S. 100f.
- xli Politisches Testament, S. 44.
- xlii Richard Dietrich (Hg.), Politische Testamente der Hohenzollern, München 1981, S. 281
- xliii Kunisch, S. 356f.
- xliv Theodor Schieder, Friedrich, S. 101, 467f.
- xlv Die Generalprinzipien des Krieges, in: Die Werke Friedrichs des Großen, Band 6, Militärische Schriften, hrsg. von Gustav B. Volz, Berlin 1913, S. I.
- xlvi David E. Barclay, Friedrich Wilhelm II. (1786-1797), in Frank-Lothar Kroll (Hg.): Preußens Herrscher. Von den ersten Hohenzollern bis Wilhelm II., München 2000, S. 183.
- xlvii PT, Schlussbetrachtungen, S. 105
- xlviii PT, S. 105f.
- xlix PT, S. 106f
- <sup>1</sup> Christopher Clark, Friedrich II – Festvortrag, Konzerthaus Berlin, 24. Januar 2012, S. 3f. Den Text hat mir Christopher Clark freundlicherweise übersandt.
- li Friedrich an Voltaire, im Lager von Mollwitz, 2. Mai 1741, in: Friedrich – Voltaire, S. 255.
- lii Friedrich an Voltaire, Potsdam, 15. November 1742, in: Friedrich – Voltaire, S. 294.
- liii Friedrich an Voltaire, Breslau, 16. Januar 1758, in: Friedrich – Voltaire, S. 446
- liv Friedrich an Voltaire, Breslau, 21. März 1759, in: Friedrich – Voltaire, S. 457.
- lv Friedrich an Voltaire, Potsdam, 31. Juli 1767, in: Friedrich – Voltaire, S. 495.
- lvi Jacob Burckhardt, Das Individuum und das Allgemeine (Die historische Größe), in: Weltgeschichtliche Betrachtungen, Berlin u.a. o.J., S. 275.
- lvii Daten in: Michael Wolffsohn und Thomas Brechenmacher, Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und Öffentliche Meinung, München 1999, besonders Kapitel IV und VI sowie Register „Friedrich“.
- lviii Friedrich an Voltaire, Ruppin, 6. Juli 1737, in: Voltaire – Friedrich der Große, Briefwechsel, hrsg. von Hans Pleschinski, München: dtv 2010, S. 78.
- lix Friedrich II. an Voltaire, 13. November 1737, S. 86.
- lx A.a.O., S. 85.
- lxi Friedrich an Voltaire, 8. März 1739, a.a.O., S. 153.
- lxii Friedrich II. an Voltaire, 24. Juli 1738, a.a.O., S. 121.
- lxiii Friedrich II. an Voltaire, Düringsvorwerk, 18. Juli 1759, a.a.O., S. 466.
- lxiv Friedrich II. an Voltaire, Selowitz, 23. März 1742, a.a.O., S. 265f.
- lxv Jan Brachmann, FAZ, 1.12.2011, S. 34.
- lxvi Politisches Testament (PT), Finanzwirtschaft, S. 3.
- lxvii Politisches Testament, S. 29
- lxviii Politisches Testament, Innere Politik, S. 42.
- lix PT, S. 52.
- lxx PT, S. 52.
- lxxi PT, S. 53.
- lxxii PT, S. 53; vgl. dort Fußnote 8 mit weiteren Belegen für diesen zentralen Gedanken Friedrichs.
- lxxiii PT, S. 92.
- lxxiv PT, S. 70.
- lxxv Politisches Testament, Politik, S. 39.
- lxxvi Friedrich der Große, Das Politische Testament von 1752, Stuttgart 1974, fortan: PT 1752, S. 141.
- lxxvii Graf Mirabeau an den Abbé de Périgord (Talleyrand), 17.8.1786, zitiert aus: Johannes Kunisch, Friedrich der Große, Der König und seine Zeit, 2. Auflage, München 2010, S. 536.